



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Blinder sehend geworden.

gute Dosis aufrichtiger Religiosität. Ein Hermansburger Pastor aus Rustenburg in Transvaal, hatte seinen gediegenen Vortrag neben meinem „Zeltstuhl“ sorgfältig ausgearbeitet. Der einfache und sehr ruhige Herr machte von allen 13 Pastoren den besten Eindruck auf mich. In längeren Unterhaltungen gewann ich interessanten Einblick in das Denken dieses echtgläubigen Protestanten. (Fortsetzung folgt)

Ein Blinder sehend geworden

Masifo war ein kleines, dürres Männchen, wie wenige aus der kraftstrotzenden Zulurasse. Aber man betrachtete ihn als einen „Großen“, weil er eine ziemlich große Farm und mehrere Frauen besaß. Sein nächster Nachbar war ein kleiner König in der südafrikanischen Union, der einst dem Lande bedeutende Dienste geleistet hatte. Darum erhielt er von der Regierung eine respektable Farm als Belohnung und durfte wie Amnumzan Masifo unmittelbar neben den weißen Ansiedlern wohnen.

Mit seiner vielköpfigen Familie bewirtschaftete Masifo die Felder, hütete seine Rinderherden und Schafe, bediente sich neuer Ackergeräte und Maschinen wie die Europäer und war stolz auf seinen mächtigen Burenwagen. Wenn der kleine Zulu hinter den wogenden Reihen von achtzehn Paar Ochsenhörnern auf seinem Fuhrwerk thronte und zur 70 Meilen entfernten Stadt fuhr, galt er wirklich als „Inkosi enkulu“, Großer Herr. Als solcher trug Masifo natürlich europäische Gewandung; im Privatleben aber kannte er innerhalb des Kraalgehöftes meistens nur die angestammte Zulumode und paradierte mit Kehlarung und Amutscha.

Der heidnische Farmer schien einer der Glücklichsten seines Stammes. Als Hausherr und reicher Mann fühlte er kein Bedürfnis nach etwas Besserem auf der Erde und hatte keine Ahnung von den Dingen über ihr . . . Da kamen in der Mitte seiner Lebensjahre Missionare ins Land. Wesleyaner ließen sich in der nächsten Nachbarschaft nieder und begannen ihr Werk. Ihr erstes Erscheinen machte wohl Eindruck auf den Afrikaner und sein Haus. Einige Frauen und Kinder waren bald gewonnen. Auch Masifo hörte die große Kunde vom höchsten Herrn über die ganze Erde, über Sonne, Mond und Sterne und alles was da ist und lebt. Und von seinem Gesandten an die Menschen aller Völker und Farben, Jesus Christus, dem Erlöser! Daß der Schwarze wie der Weiße nach wenigen Lebensjahren vor seinem Herrn und Schöpfer erscheinen müsse um den Lohn seiner guten oder die Strafe für seine bösen Werke zu empfangen. Daß jeder Mensch sodann für immer ohne Ende mit Christus im herrlichen Reiche des Unkulunkulu sehr glücklich sein — oder von ihm getrennt, ewige Pein erleiden werde.

Diese neue Botschaft machte auf alle Zuhörer gewaltigen Eindruck. Kamen doch diese Weißen von so weit jenseits des Meeres hierher, um solches den Schwarzen zu sagen! Und die Prediger sahen klug aus; sie waren vornehm gekleidet, hatten mächtige Bücher und gedruckte Blätter . . . Die mußten offenbar wissen, was sie behaupteten, auch wenn sie noch lange nicht im glatten Zulu vortragen konnten. Kehla Masifo hörte mit den Seinen einige Zeit lang auf die Lehren der englischen Abafundisi. Man sah die Wahrheit im allgemeinen ein, doch diesen Lehren gemäß zu leben, schien auf die Dauer gar nicht so leicht. Kinder und einige Frauen zeigten sich bereit,



Unsere Postulanten, Missionshaus St. Josef, Altdorf, Uri
 Photo: P. Müller SMN., Altdorf

regelmäßigen Unterricht und Predigt anzuhören, christliche Gebete und Lieder zu erlernen und sich „halbweiß“ zu kleiden. Nach einigen Monaten war die erste (protestantische) Tauffeier. Die Befehrten erhielten christliche Namen und versprachen, nach dem hl. Evangelium leben zu wollen. Die weißen Prediger ließen sich in einem 10 Meilen entfernten Städtchen nieder und setzten für Masikos Gegend einen eingeborenen Katecheten ein. —

So ging es einige Jahre langsam voran in der Umgebung. Man baute einen Versammlungsraum für Predigt, Gebet und Gesang. Auch eine kleine Schule für die vielen Kinder ringsum. Der Held unserer Erzählung hatte leicht Gelegenheit, das Christentum gründlich kennen zu lernen, soweit Andersgläubige es übermitteln. Doch Masiko zeigte wenig Interesse für eine Lehre, die ihm manche Beschränkungen und Pflichten aufladen würde. Er besaß ja alles, was ein irdisches Zuluherz begehrt: ein schönes Stück Land, einen großen Kraal, willfähige Frauen, zahlreiche Kinder, viele Rinder, Ziegen und Schafe, Felder, Maschinen, Fuhrwerk, europäische Kleider und einen Zylinderhut! — Wozu sich noch da Sorgen machen um eine andere, künftige Welt, die auf jeden Fall noch in weiter Ferne lag. Daß es einen höchsten Herrn über alles geben müsse, hatte der Heide längst geahnt und war in stillen Stunden fest überzeugt davon. Er leugnete Ankulunkulu nicht, wollte aber die gewohnte Lebensweise und alle Zulufreiheiten behalten so lange als möglich. Vielleicht werde er sich in hohem Alter oder Todesgefahr taufen lassen . . .

Auf diesem Standpunkte verharrte der „kleine Reiche“ — wie ein Kamel vor dem Nadelöhr. Izinto Bomhlaba — die irdischen Dinge — waren ihm so lieb und teuer, daß in seinem Herzen für Zulu, den Himmel, kein

Platz übrig blieb. Hierin glich der lebensfrohe Heide gar vielen heutigen Nichtafrikanern auf ein Haar. — Aber es sollte noch schlimmer kommen!

Auf die Wesleyaner folgten um jene Zeit die katholischen Missionare, die Priester und Bevollmächtigten Gottes, die einzig wahren Gesandten Christi an alle Völker der Erde; die Verkündiger und Träger des vollen, ganzen Christentumes! Dieselben bestätigten im Wesentlichen alles, was die andersgläubigen Vorläufer gepredigt hatten. Aber darüber hinaus lehrten und verlangten sie noch etwas mehr als Wesley und sein Anhang. Und was sie den Afrikanern in leidlichem Zulu vortrugen, das taten und übten sie auch beständig selbst — kaum eine Stunde von Masiko's Kraal entfernt. Da kauften nämlich die Amaroma ein Stück Land und bauten allmählich eine ganze Missionsstation. Zu den Priestern gesellten sich Brüder, die Tag für Tag ihre Zeit mit ukutandaza (beten) und ukusebenza (arbeiten) zubrachten. Jeden Morgen standen sie sehr früh auf, hielten zwei Stunden Gottesdienst und mühten sich dann bis zum Abend in verschiedensten Geschäften. Die einen bestellten das Feld und legten einen Garten an. Die anderen schafften im Steinbruch und auf dem Bauplatz. Wieder andere im Haus und in entstehenden Werkstätten.

Bald kamen auch merkwürdig gekleidete Frauen, die ebensoviel oder noch mehr beteten und in ihrer Art fleißig tätig waren. Alle zusammen schufen in der halbwilden Landschaft ein kleines Paradies und bauten schöne Wohnungen — wenigstens in den Augen der Eingeborenen. Ein besonders schönes Haus aber wuchs unter den fleißigen Händen zur Höhe, ein wirkliches Indhlu ka' Nkulunkulu, ein Gotteshaus! Da beteten und opferten diese neuen Abafundisi vor einem extraschön verzierten „Kasten und Häuschen“ (Altar mit Tabernakel). Und die Beter waren so ernst und still, wenn sie in diesem heiligen Raume weilten . . . Die Brüder und Priester trugen ganz andere Kleider als die früheren Abafundisi. Und gar erst beim Gottesdienst! Solche Gewänder und schöne Dinge hatten die Schwarzen noch nie geschaut. Die brennenden Kerzen, der duftende Weihrauch, der andächtige Gesang, das weihedvolle Gebet! Das alles gab es bei den Wesleyanern nicht. Und obwohl diese Kirche von den Weißen selbst gebaut war, durften die Afrikaner doch alle eintreten, zuschauen und zuhören; sich sogar am Gebet, Gesang und Gottesdienst beteiligen! Dann sprach ein Priester in weißem Gewand mit Stola und Birett lange und eindringlich in ihrer Muttersprache zu ihnen. Er belehrte sie viel eingehender über Gott und seinen Sohn Jesus Christus, der zur Rettung aller Menschen, ohne Unterschied des Landes, der Sprache und Farbe in diese Welt gekommen ist . . .

Mit Staunen hörten sie, daß dieser große Retter und Heiland sogar in der Kirche der Amaroma lebendig wohnt und weilt und daß alle Schwarzen ihn besuchen dürften und sollten. Jeder könne ihn hier finden, mit ihm sprechen und alle Bitten vortragen. Alle sollten seine Frohbotschaft hören, sich taufen lassen und Mitglieder seiner Kirche werden. Wenn sie als solche gut und fromm leben, die Gebote Gottes halten und ihre Pflichten treu erfüllen, sei ihnen nach kurzen Lebensjahren der gleiche schöne Himmel geviß wie den Europäern! Zum erstenmale hörten sie auch vieles von der heiligen Mutter Jesu und wie viel Gutes die Menschen ihr verdanken. Von den Heiligen und Engeln des Himmels, sowie von der Herrlichkeit und Schönheit ihrer eigentlichen Heimat dort!

Das alles ging zu Herzen und die Leute der ganzen Gegend fühlten es bald heraus, daß diese neuen Abafundisi die volle Wahrheit sprechen und

das richtige, ganze Christentum bringen. Sene, die guten und festen Willen hatten, baten auch um vollständigen Unterricht und die heilige Taufe. Andere fanden zwar das Gesehene und Gehörte schön und recht, aber als sie die Bedingungen und Forderungen des katholischen Lebens vernahmen, entsank ihnen der Mut. Eine dritte Sorte stellte sich nur aus Neugierde ein- oder zweimal im Gotteshause ein; da es jedoch weder Bier noch Fleisch gab, sah man sie lange nicht mehr . . .

Unser Freund Masiko schaute sich die Arbeiten und Gebäude, die Felder und Gärten der entstehenden Missionsstation gut an. Er kam auch einigemal zur Predigt und bewunderte den schönen Gottesdienst. Nachdem er aber gehört hatte, daß kein Katholik mehr als eine Frau haben dürfe, da war es aus mit seinem Kirchenbesuch. Nein, das kann doch niemand von ihm verlangen und das werde er niemals tun! Dabei blieb es lange, lange Jahre und nichts mehr konnte ihn bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Masiko verschloß seine Augen dem Lichte.

Er wollte von der ganzen Religion nichts mehr wissen wie so mancher verblendete Heide. Mehrere seiner Angehörigen wurden zwar katholisch und einige von ihnen recht gute Christen. Der Farmbesitzer hingegen blieb bei seiner — Hauptentschuldigung: „Ich habe drei Weiber genommen und darum kann ich nicht kommen.“ Die Bekehrten in seinem Hause und gute Seelen auf der Mission beteten wohl oft und viel für den vorsätzlich Blinden, doch ihre Ausdauer wurde auf eine gar harte Probe gestellt.

Da griff der höchste Augenarzt selbst ein. Es kam die „große Krankheit“ ins Land und entriß dem Heiden eine Frau und mehrere Kinder. Auf den Feldern und mit den Viehherden ging es abwärts. Er selbst alterte schon beträchtlich und spürte die „Sahre, welche niemanden gefallen.“ Bald starb auch seine zweite Frau, deren Verlust ihm am meisten zu Herzen ging . . . Allmählich fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Hatte er in den letzten Jahren die katholische Mission gemieden, ja gegen sie agitiert, so kam unserem Masiko endlich die rechte Einsicht. Ohne Zweifel war die Lehre der Amaroma die beste und ihre Missionare von Gott gesandte Männer und echte Freunde seines Volkes. Die Priester und Brüder beteten und arbeiteten nun schon an die dreißig Jahre — und keiner von ihnen hatte eine Frau. Ich aber wollte mit dreien nicht zufrieden sein. — Sie bauten eine schöne Schule und unterrichteten meine Kinder. Die meisten sind wirklich brav, machen mir Freude und lernen nützliche Arbeiten und Handwerke auf der Station. Die Missionschwester tun ihnen viel Gutes, besuchen die Kranken und haben aufrichtige Liebe zu meinem Volke. Während der großen Krankheit ging der Missionar zu allen Darniederliegenden und brachte ihnen geistliche und leibliche Hilfe. Er fürchtete die Ansteckungsgefahr nicht wie die Wesleyaner, die in ihrer 10 Meilen entfernten Stadt blieben. Einer von diesen katholischen Priestern wurde auch bei den Krankenbesuchen angesteckt und rang mit dem Tode — um unseretwillen. Solche Liebe habe ich Jahrzehnte verkannt und zurückgestoßen. Ich war blind in meinem Reichtum und hing zu sehr an meinen Frauen. Das mißfiel dem Großen-Großen und er hat sie mir genommen. Ich dulde gerechte Strafe und erst in jeziger Lage geht mir ein Licht auf. Ich will meine Augen ihm öffnen und auch mein versteinertes Herz.“ — —

So dachte und beschloß der dreißigjährige Blinde — und war durch Gottes Gnade damit auch schon sehend geworden! — Ein Wunder der Barmherzigkeit belohnte die jahrelangen Gebete auf der Mission und den braven Wandel der Angehörigen des Heiden. Er kam zum Katechumenen-

Unterricht und oft in das würdige Gotteshaus. Da sah er immer klarer und besser und wartete mit Sehnsucht auf die heilige Taufe. Nach Jahresfrist wurde er mit einer neubefehrten Schar in die heilige Kirche aufgenommen. Alle freuten sich über das Glück des „kleinen Reichen“, dessen Augen nun so froh leuchteten wie nie in seinem Leben. Wer immer die Umstände dieser Befehrung kannte, fand die jetzige Umwandlung geradezu wunderbar. Aus dem christentumsfeindlichen Masiko war ein kindlich-gläubiger und dankerfüllter Philippus geworden! Der Neugetaufte durfte auch bald seine erste heilige Kommunion feiern und der Bischof besiegelte ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und stärkte ihn mit dem Chrysam des Heiles. Das schon gebeugte, kleine und dürre Männchen war nun ein aufrechter, glaubensfroher Katholik und Streiter Christi. Er hatte allen „Großgrundbesitzer-Stolz“ abgelegt und die Bescheidenheit der Kinder Gottes angezogen. Alle erbauten sich an seiner Umwandlung und schätzten den guten Philipp, den so auffallend sehend gewordenen Blinden!

Masiko's aufrichtige Befehrung war für die ganze Christengemeinde und Umgegend ein Ereignis. Für die Guten Trost und Freude, während die Andersgläubigen den „Verlust des fetten Bissens“ bedauerten. Philipp war ja immer noch Landbesitzer und Farmer und hätte den Wesleyanern einen sehr günstig gelegenen Platz für ihre Schule und „Kirche“ abtreten sollen. Nun war es mit dieser Hoffnung vorbei. Der „kleine Reiche“ überließ als guter Katholik den Platz vielmehr den Amaroma . . . Ein rechtskräftiger Vertrag wurde abgeschlossen und das Grundstück mit festem Zaun umgeben. Hier kam das zehnte unserer zwölf „Missionsforts“ zustande: „St. Philippus an der Felsenmauer.“ Im Hintergrunde der Landschaft ragt nämlich ein mächtiger Bergstock zur Höhe, eine in Südafrika typische Art



Nach dem Gottesdienst in Kevelaer, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

Felsenmauer mit festungsartigem Gepräge. Viele solcher natürlichen „Burgen und Bastionen“ geben unserem Lande bekanntlich seinen geographisch eigentümlichen Charakter. Schroff aufsteigende felsige Erhebungen mit abgeflachter Kappe und parallelen Linien, von den kleineren Bergformationen bis zu den Hochflanken der eigentlichen Drakensberge.

Am Fuße unserer Felsenmauer liegt Philipps Farm: ein ziemlich großer Komplex von größtenteils fast ebenen Feldern und Paddocks. Mitten darin und eine halbe Stunde vom Felsenhintergrund der Bauplatz. Magerer Rasenboden, aber ohne Gefäll, in nahezu wagerechter Lage. Da ist natürlich weit leichter bauen als z. B. in der geschilderten Mission „zwischen drei Bergen.“ Der Erzähler kannte den ehemaligen heidnischen Masiko seit Jahren und hatte nun die Freude, ihn als katholischen Philipp in seiner Behausung wiederzufindem. Das einst so amaromaseindliche Männchen war nun einer der besten Freunde der Mission. Wie Schuppen war es dem Blinden von den Augen gefallen und er wunderte sich nun selbst, wie er so lange Jahre im Finstern tappen konnte. Hier war eines jener Wunder geschehen, die sich Gott Dank! nun in Afrika gar oft wiederholen. Die Gnade wirkt mächtig auf ungezählte Einzelne und ganze Bantustämme in unseren Tagen. Die Stunde der Barmherzigkeit hat für die Schwarzen geschlagen. Mit unverminderter Urkraft wendet sich ihnen das Christentum zu — wohl auch deshalb, weil Millionen Weiße in anderen Weltteilen ihm untreu geworden sind. Ihnen wird Licht und Leuchter genommen und anderen Völkern geschenkt. Die blinden Afrikaner werden sehend.

Ein großes Baukapital stand unserem zehnten Außenplatz leider nicht zur Verfügung. So mußte sich das St. Philippskirchlein mit Tageschule nach „der Decke strecken“ oder vielmehr einschränken. Der Bau erhielt nur mittlere Größe, ein solides Strohdach mit Blechveranda ringsum. Ein schwarzer „Expert“ machte sich an das Mauerwerk. Weil der Ort sehr haltbare „Rasenziegel“ bot, wurde dieses billigste Baumaterial gewählt. Es liegt schon fertig auf dem Bauplatz. Man brennt das Gras bis auf die Wurzel ab, zieht auf zwei Fuß parallele Linien und sticht mit scharfem Spaten möglichst tief die fertigen „Ziegel“ heraus, so die der Baumeister sie haben will. Diese Stecharbeit kann allerdings nur in der feuchten Jahreszeit oder nach einem tüchtigen Regen erfolgen. Unser Rasenmaurer machte tadellose Arbeit. Die Mauern nahezu einen Meter dick, schnurgerade, lotrecht, mit genauen Winkeln und scharfen Kanten. Das Rasengefüge war mit dem Spaten so sauber geglättet, daß die Flächen einem wirklichen Ziegelbau kaum nachstanden. Der Mann arbeitete mit wenig Gehilfen zwar langsam, aber dafür umso haltbarer und wertvoller. Es dauerte länger, sogar wie z. B. der Kathedralbau zu Port Said, der binnen drei Monaten vollendet worden sein soll! — Ob aber dieses herrliche Bauwerk zu Ehren „Mariens, der Königin der Welt“ auf die Dauer auch standhalten wird?

Acht große Fenster geben der zehnten Kapellenschule Überfluß an Luft und Licht, wie es jetzt auch für die Eingeborenen von der Regierung verlangt wird. Ein Schwarzer zimmerte einen netten, kleinen Altar. Der Hintergrund wurde mit blauem Stoff verschönert, ein Kreuz und Bild mit anderem einfachen Schmuck vollenden die Bier des St. Philippskirchleins. Die Mission lieferte die nötige Schuleinrichtung und die St. Petrus-Claver-Sodalität sogar ein helltönendes Zentnerglockchen. (Schluß folgt)

